



Ägypten bangt um das Erbe von Machfus

An den hundertsten Geburtstag des ägyptischen Schriftstellers Nagib Machfus wird in Ägypten mit einer Reihe von Veranstaltungen erinnert. Doch das Ereignis wird von Angriffen religiöser Eiferer auf das Werk des 2006 verstorbenen Literaturnobelpreisträgers überschattet. Zu ihnen gehört vor allem Abdel Munem al-Schahat, einer der besonders militanten Wortführer der Salafisten-Partei „Al-Nur“, die künftig über mehr als ein Fünftel der Sitze im ägyptischen Parlament verfügen könnte. Al-Schahat und seine Anhänger wollen auf demokratischem Weg eine neue Verfassung durchsetzen, die auf der Scharia basiert. Zunehmend sorgen sie mit ihren Forderungen nach der Einführung körperlicher Strafen und einem Alkoholverbot für Aufsehen.

Nun versucht al-Schahat auch aus Machfus' Geburtstag Kapital zu schlagen. In einer Fernsehtalkshow brandmarkte er das Werk des Schriftstellers mit scharfen Worten: Weil mehrere seiner Bücher von Prostitution und Drogen handelten, verführten sie die Leser zur „Lasterhaftigkeit“. Machfus habe eine „Philosophie der Gottlosigkeit“ propagiert. Der schockierte Fernsehmoderator versuchte dem Islamisten, dessen Bemerkungen einem religiösen Bannfluch gleichkommen, daraufhin zu entlocken, welche Konsequenzen es für Machfus' literarisches Erbe hätte, wenn er das Land mitregieren sollte. Al-Schahat wurde so lange in die Zange genommen, bis die Frage beantwortet war: Entscheide sich das ägyptische Volk für eine Scharia-basierte Verfassung, stehe das Werk von Machfus in klarem Widerspruch dazu. In diesem Fall würde er persönlich die Veröffentlichung und den Vertrieb von Machfus' Büchern verbieten.

Al-Schahats Äußerungen haben im Land einen Sturm der Empörung ausgelöst. Viele fühlen sich an die einstigen Drohungen islamischer Fundamentalisten gegen den Romancier erinnert, die im Oktober 1994 in einem Morданschlag auf den damals Zweiundachtzigjährigen gipfelten. Seitdem musste der zum „Abtrünnigen“ erklärte Schöpfer der „Kairoer Trilogie“ nicht nur unter ständigem Personenschutz leben, sondern war auch kaum noch in der Lage zu schreiben. In Pressekomentaren rufen nun zahlreiche Literaten dazu auf, das kulturelle Erbe Ägyptens gegen die reaktionären islamistischen Kräfte zu verteidigen. Allenthalben ist von einer drohenden Kulturdiktatur nach dem Vorbild der afghanischen Taliban die Rede, das Schlagwort „Bücherverbrennung“ geht um. Der Schriftsteller Ahmad Zaghul al-Schiti wittert gar ein Bündnis zwischen den „Wahhabiten“ und dem Hohen Militärrat, das die freie Entfaltung der ägyptischen Zivilgesellschaft im Keim ersticken soll.

Hingegen zeichnet sich in die andere Richtung eine überraschende Allianz ab. So haben jetzt nicht nur mehrere prominente ägyptische Literaturkritiker den Islamisten grundsätzlich das Recht abgesprochen, über literarische Werke zu urteilen, die sie nicht einmal gelesen hätten. Auch Muhammad Abdallah, ein Mufti der Muslimbrüder, ermahnte die mit diesen rivalisierenden Salafisten, sich nicht in Angelegenheiten einzumischen, von denen sie nichts verstünden. JOSEPH CROITORU

Kritik in Kürze

Heikle Haiku

Nicht nur Tomas Tranströmer oder Jan Wagner haben mit Haiku gearbeitet. Diese aus Japan stammende, kürzeste lyrische Form ist im Westen schon lange bei Autoren so beliebt wie bei Lesern. Der Weissbooks-Verlag hat jetzt mehr als dreißig Autorinnen aufgefordert, Haiku zu verfassen, und unter dem Titel „kein herz ungeteilt“ 99 dreizeilige Kurzgedichte versammelt. Unfreiwillig deutet der Titel auf das Problem des bibliophilen Bandes, der zugleich Anthologie und Hommage an Haiku ist: Er verfranst sich im Wunsch, möglichst viele Leser anzusprechen, ohne sie zu überfordern. Zwar zeugen viele Dreizeiler verdienter Autorinnen wie Ilma Rakusa oder Barbara Köhler, Nora Gomringer oder Lin Franke von intensiver Arbeit mit der Sprache, doch bekäme man gern in Form eines Vorder- oder Nachworts Antwort auf mehrere Fragen: Was war der Anlass zu der Sammlung? Warum wurden nur Frauen zu Beiträgen aufgefordert? Und welche Überlegungen sind dem traditionellen oder dem freien Umgang der Autorinnen mit dem ursprünglich strengen Regelwerk der Haiku-Dichtung vorausgegangen? Umtanzt von Tuschzeichnungen, verspielt gesetzt, unterteilt durch farbige Einlegepapiere aus Nepal-seidelbast und zusammengehalten von einer fadengenähten japanischen Bindung, drohen die Verse darüber etwas ins Hintertreffen zu geraten. (Martin Bruch/Rainer Weiss (Hrsg.): „kein herz ungeteilt“. 99 Haiku von Frauen. Weissbooks, Frankfurt am Main 2011. 96 S., jap. geb., 58,- €.) btro.

Literatur

Hier profitiert nur, wer schon gewonnen hat

Da hätte die Gruppe 47 gestaunt: Der spätere ägyptische Nobelpreisträger Nagib Machfus war schon 1945 auf der Höhe der Zeit. Das zeigt sein Roman „Das junge Kairo“, der erst jetzt, zu seinem hundertsten Geburtstag, auf Deutsch erscheint.

Mehr als ein Dutzend Bücher des an diesem Sonntag vor hundert Jahren geborenen ägyptischen Nobelpreisträgers Nagib Machfus hat der Zürcher Unionsverlag mittlerweile vorgelegt; das neueste, mit dem Titel „Das junge Kairo“, im Original bereits 1945 publiziert, erscheint zwar spät, aber doch zum richtigen Zeitpunkt. Man staunt über die Souveränität, mit der dieser Erzähler, bei Abfassung des Buchs um die dreißig Jahre alt, die moralische Verfas-

Morgen auf unseren Literaturseiten

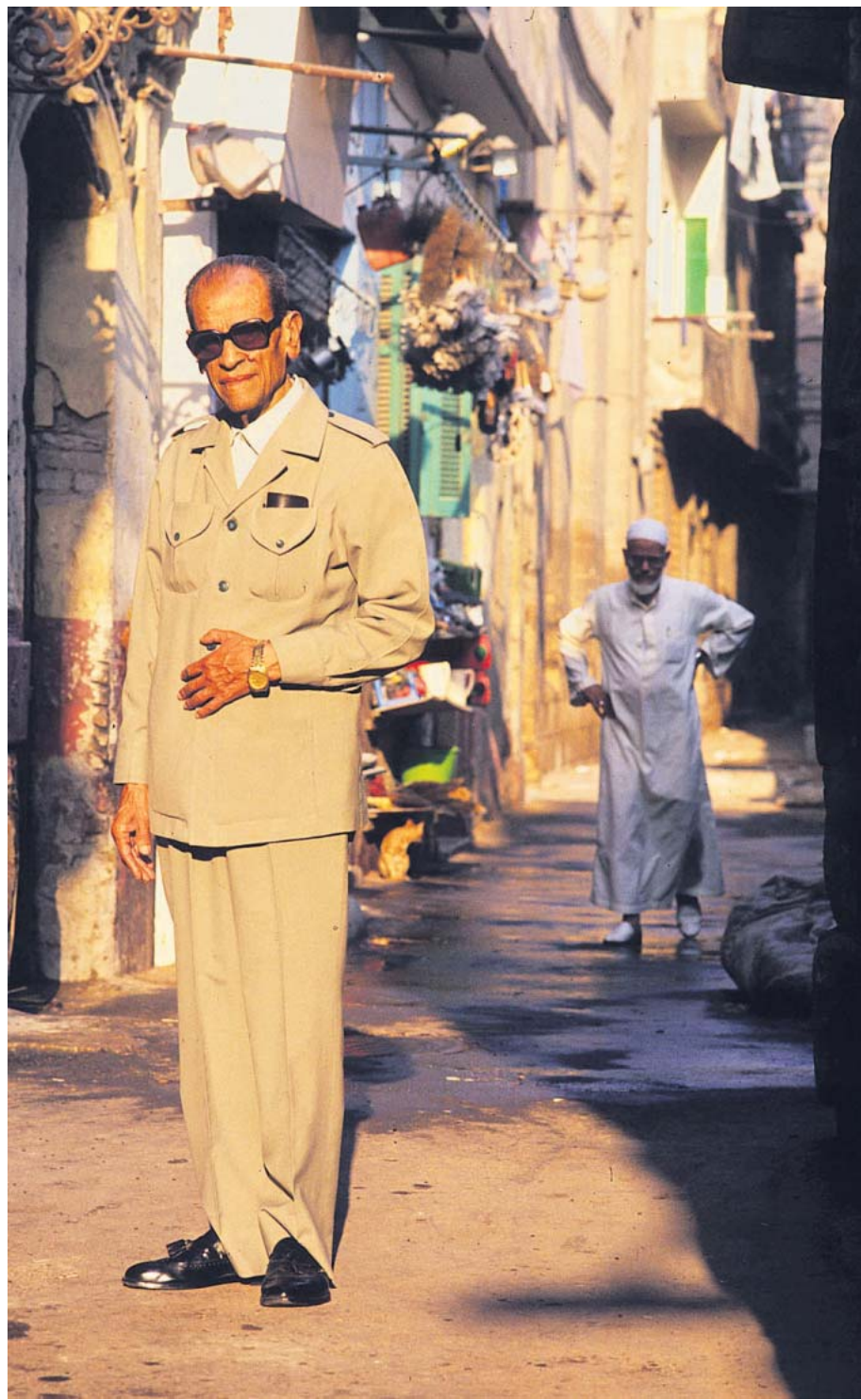
Sandra Kegel: Andreas Maier sucht das verlorene Paradies

Susanne Klingenstein: Ilf und Petrow reisen durch Amerika

Anja Hirsch: Was Autoren im Gespräch über sich verraten

sung seines Landes schildert und die Koordinaten der kommenden Krisen vor dem Leser der Zukunft ausbreitet, ohne sich zu einer Wertung hinreißen zu lassen. Und so sehr man hofft, dass der arabische Frühling die von Machfus geschilderte Welt endgültig der Vergangenheit überantwortet, nimmt man doch mit Erschrecken die lange Kontinuität des Elends und der Korruption am Nil wahr.

„Ein Journalist muss zuhören, nicht selbst reden, besonders in der heutigen Zeit“, legt Machfus sein Credo einem der vier Freunde in den Mund, die am Anfang des Buchs ein Schicksal teilen, aber kaum dass sie ihr Studium beendet haben, in nicht mehr zu vereinbarenden Lebensentwürfen auseinanderdriften, bis sie schließlich nur noch „Freundfeinde“ sind. Der eine ist Sozialist und glaubt an die Gesellschaft. Der andere ist besesselt von einem emphatischen, allmählich auch in den politischen Raum ausgreifenden Gottglauben: „Tatsächlich sehe ich das Gute als Essenz der Seele, während ihr es im Zusammenhang mit einem Stück Brot seht, und wenn das Brot



Von der langen Kontinuität des Elends und der Korruption am Nil erzählen seine Romane: Nagib Machfus 1990 in seiner Geburtsstadt Kairo. Foto Thomas Hartwell/Laif

sauber verteilt wird, gibt es kein Böses mehr.“

Die eigentliche Hauptperson des Buchs ist aber Machgub, derjenige der Freunde, der an gar nichts mehr glaubt. Als sein Vater nach einem Schlaganfall arbeitsunfähig wird, nötig ihn die Armut dazu, seine Philosophie des moralischen Liberalismus in die Tat umzusetzen. Aber die undurch-

dringlichen sozialen Strukturen, bei denen es nur auf Beziehungen ankommt, lassen ihm trotz seiner Rücksichtslosigkeit keine Chance. Bis ein flüchtiger Bekannter ihm einen teuflischen Pakt vorschlägt, der ihm die Beamtenlaufbahn ermöglicht: Er soll die Geliebte seines Chefs heiraten und diesem einmal in der Woche seine Frau überlassen. STEFAN WEIDNER

Diese verbrecherisch schöne Inflationszeit

Mit Neuer Sachlichkeit und genießerischem Dandytum wider den politischen Verfall: Franz Hessels Schriften

Nicht nur Stéphane Hessel und in dem Stéphane Hessel auch wieder Franz Hessel, wo man geht und steht: Der Vater des polyglotten Wutbürgers ist seit siebzig Jahren tot. Die Rechte am Werk des 1941 im südfranzösischen Exil Verstorbenen wurden der Allgemeinheit übergeben, können damit neu ediert und verlegerisch gestaltet werden. Es sind vor allem Geschichten aus dem Berlin der zwanziger Jahre, das der heutige Streitschriften-Bestseller Stéphane Hessel als kleiner Junge kennenlernte, bevor seine Eltern ihren Hauptwohnsitz 1924 nach Paris verlegten. Dort lebten Franz Hessel, seine Frau – die Malerin Helen Grund – sowie der Schriftsteller Henri-Pierre Roché in einer turbulenten ménage à trois. François Truffaut setzte ihrem Liebesexperiment mit Jeanne Moreau in der Hauptrolle ein Denkmal. „Heimliches Berlin“ heißt Franz Hessels dritter Roman von 1927, und er erzählt die Geschichte von „Jules et Jim“ noch einmal – vor ihrer eigentlichen Erfindung.

In dreizehn Fragmenten ist vom Nachleben einer „verbrecherisch schönen Inflationszeit“ die Rede, in der Berlin tatsächlich alle Arten von Ausschweifungen zu bieten hatte und die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen Männern und zwischen Frauen – nur in bestimmten Kreisen und vor der Machtergreifung der Nazis mit ihrem biederem Weltbild – neu definiert wurden. Franz' Alter Ego ist der behäbig-lebenskluge Philosophieprofessor Clemens, der mit der exzentrischen Karola verheiratet ist. Die wiederum wird folgenreich vom flatterhaften Diplomatensohnchen Wendelin umschwärmt. Clemens weiß davon, doch anstatt das Dorian-Gray-Imitat herauszufordern, nimmt er Wendelin unter seine Fittiche: „Ich darf Sie dann nicht wegschicken, wie ich Sie jetzt nicht halten darf.“

Eifersucht, das wusste Franz Hessel, ist auch keine Lösung. Deshalb versuchte er sich an einem Liebesbegriff, der ohne eskamiert. Das Paar hat einen kleinen Sohn, Erwin, der in einer postinflationär zustande gekommenen Großbürger-WG abwechselnd von seinen unkonventionellen Eltern, Karolas Schwester Oda oder vom englischen Untermieter mit einem Faible für Fischkonserven und weißen Bordeaux gehütet wird. Man lebt im „Alten Westen“, einem prachtvoll antikisierenden Villenviertel im Berliner Tiergarten-Berzirk, das nach dem Krieg fast vollständig

zerstört wurde und in dem Stéphane Hessel einen Teil seiner Kindheit verbracht hat. Hier vergnügte sich das Décadence-Publikum der Weimarer Republik.

Doch wer genau waren diese Leute? Kunsthändler, Nachtclubsängerinnen, Exzentriker, weibliche Cowboys, Sekretärinnen, Inflationsgewinnler und Mäzene. Hessel nimmt seine Leser mit in die

„umstellen“ müssen, wie das schöne Wort lautet.“ Umstellen worauf? Es ist die „Alte Welt“, von der die jungen Nachtschwärmer Abschied nehmen. Genauer: eine Welt der alten Eliten. Die adeligen Dandys, die nun, verarmt und ortlos geworden, einem Broterwerb nachgehen müssen und ihre Bürgerwohnung mit lotterhaften Untermietern teilen, dafür aber in den neu entstehenden Nachtclubs behende alte Bräuche über Bord

werfen. „Die Trennung der Stände hört immer mehr auf. Wohl gibt es noch einige missvergnügte Noblesse in Potsdam und auf Landschlössern, die den Glanzzeiten der exklusiven Hofgesellschaft nachtrauert, aber gerade die Vornehmsten suchen den Anschluss an die neue Zeit.“

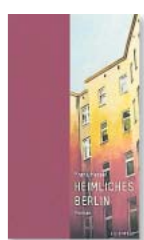
Dieser Satz findet sich in der zwei Jahre später entstandenen Textsammlung „Spazieren in Berlin“, die ebenfalls neu herausgegeben wurde. Walter Benjamin, den Hessel als Rowohl-Lektor förderte und mit dem er Teile von Prousts „Recherche“ ins Deutsche übersetzte, nannte seinen Freund den „Bauern von Berlin“. Doch im Grunde möchte man Hessel noch nicht einmal in der anerkennenden Anspielung auf Aragons „Paysan de Paris“ so nennen. Er ist und bleibt ein preußischer Bourgeois, dessen Beschreibungen des städtischen Treibens uns heute Einblicke nicht nur in die Berliner Halb-, sondern auch die neue Arbeitswelt einer rasant expandierenden Metropole gewähren: in Glühbirnenfabriken, Strumpfkliniken, an deren Tür steht „gefallene Maschinen werden wieder aufgenommen“, und düstere Splunken. „Die Leimerinnen sind ein derberer Schlag als die Kleberinnen und Poliererinnen“, erläutert Hessel. Aber auch: „Der alte Westen hat verloren, wie man von Schönheiten sagt, die aus der Mode gekommen sind. Man wohnt nicht mehr im alten Westen.“

Dass dieser Trend sich heute langsam umdreht, dürfte Hessel freuen. Immer schwingt in seinen klarsichtigen Gedanken leise Melancholie mit. Nie schlägt diese in Exzess-Rhetorik um. Keine Spur des atemlosen Aufbaus eines Döblin. Kein expressionistisches Aufbegehren, keine Kriegskrüppel, keine Versehrtenprosa; noch im Abstiegstaumel gilt es Haltung zu bewahren. Insofern ist Hessel durchaus ein Unzeitgemäßer, einer, der großbürgerliche Tugenden gegen kleinbürgerliche Moral, der preußisches Griechentum gegen Neue Sachlichkeit und genießerisches Dandytum gegen den politischen Verfall setzt. Noch nach 1933, trotz Publikationsverbots, weigert sich Hessel, Berlin endgültig zu verlassen. Erst 1938 schafft er den Absprung. Nur drei Jahre später stirbt er als eine der zentralen Figuren des literarischen Lebens der Weimarer Republik im Internierungslager. Heute ist es sein dreundneunzigjähriger Sohn Stéphane, der Esprit und Eleganz jener Zeit verkörpert und uns schmerzlich ihren Verlust vor Augen führt. KATHARINA TEUTSCH



Truffauts Film „Jules et Jim“ setzte Hessels Liebesexperiment ein Denkmal. Foto Mauritz

Nachtlokale, ins Berliner „Groß-Café“ mit seinen unzähligen Etagen, Bars, Restaurants, Tanzsälen und Tischtelefonen. Wie im eschatologischen Fieber feiern und taumeln die Figuren, die jenen aus dem Nachtleben der Berliner Nachwendzeit gar nicht so unähnlich sind: „Die Arbeit, die man in unseren Kreisen leistet, Übersetzungen, Kunstgewerbe und dergleichen, schändet bekanntlich, soweit sie überhaupt bezahlt wird.“



Franz Hessel: „Heimliches Berlin“. Roman.

Mit einem Nachwort von Manfred Flüge. Lilienfeld Verlag, Düsseldorf 2011. 150 S., geb., 18,90 €.



Franz Hessel: „Spazieren in Berlin“.

Geleitwort von Stéphane Hessel. Neu hrsg. von Moritz Reininghaus. Verlag für Berlin-Brandenburg, Berlin 2011. 225 S., geb., 19,90 €.

Sachbücher in Kürze

Zärtlicher Touch

Die Muse beginnt ihren Sang auf feindlichem Gebiet. Doch so wie Henry David Thoreau in der Waldeinsamkeit sein Ohr an den Telegraphenmast legte und dem himmlischen Singen der Drähte lauschte, bis ihm die Ahnung einer zehnten Muse der Kommunikation kam, so glaubt auch Alexander Pschera in seiner Apologie der sozialen Medien an einen Sphärensang, der sich über dem kahlen funktionalen Gerüst der neuen Medien aufspannt. Die ausgelagerte, tote Sprache der realen Welt könnte sich im radikalen Jetzt des technischen Mediums regenerieren und zu einer Utopie der allumfassenden paulinischen Liebe weiten. „In Facebook und Twitter sprechen wir eine Sprache, die ins Jetzt befreit. Es ist die ursprüngliche Sprache Gottes.“ Pscheras Netzepiphanie kennt die Liebe nur im Augenblick, und dieser Augenblick wird, auch in Serie geschaltet, nie zur Routine. Wo man auch hinblickt im sozialen Netz, lockt das Zweckfreie, Authentische, Unmittelbare. Damit Utopie und Empirie sich umarmen können, muss nur etwas mythische Schminke aufgetragen werden. Facebook? Der Limbus der Liebe, in dessen leerer Mitte sich das Haupt der Medusa entgegenstreckt. Twitter? Hier „meißeln wir den Moment aus der Zeit heraus wie Michelangelo die Skulptur aus dem rohen Steinblock“. SMS? „Die Zeichen stehen nicht für etwas, sondern sind genau das, was sie sind.“ Zuletzt ruft Pschera die Zärtlichkeit der Maschinen zu Hilfe, die unserer Liebesblödigkeit ihre Touchscreens entgegenhalten, um uns zur Gemeinschaft der wahrhaft Liebenden zu vermahnen, bis „die Umrisse des Lebens aufscheinen, das wir am See Genesareth gelebt hätten“. Auftragslyrik für Silicon Valley. (Alexander Pschera: „800 Millionen“. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2011. 111 S., br., 10,- €.) thom

Heller Baum

„Bitte um Mitteilung von Nachrichten über den Weihnachtsbaum, woher sie auch kommen mögen“ – so lautete der Notruf eines wissbegierigen Lesers aus dem Jahre 1889, übermittelt in der Monatszeitschrift „Die Gartenlaube“. Da war der geschmückte Baum schon fest Bestandteil der heiligen Tage. Wie, warum und wann er vom Wald ins Haus fand, erzählt Bernd Brunner in seinem kurzweiligen Büchlein. Vom Christbaum-Untersatz, der Weihnachtslieder ergelt, bis zur Spitze werden alle Facetten des Baums inspiert. Wann er zum ersten Mal in neuem Bedeutungsrahmen auftauchte, ist ungewiss. In den Baumkulten der Vergangenheit liegen die heidnischen Wurzeln. Eine andere Traditionslinie ist das Paradeissspiel in der Kirche. Von dort wanderte er womöglich in die Weihnachtsfeiern der Handwerkszünfte. Adel und gehobenes Bürgertum holten ihn mit dem Biedermeier in die Wohnzimmer und Salons. Die Kapitel streifen die Kulturgeschichte des Wohnens, die Entwicklung der Puppenindustrie oder die Geschichte des Lichts. Selbst für Kunstbäume schlägt Brunner forschendes Herz. Schon im neunzehnten Jahrhundert stöbert er in Deutschland das Vorläufermodell der Kunststoffexemplare auf: einen Baum, der statt Ästen Federn hatte. Gut, dass zum Aufhängen schwergewichtiger Engel immer noch Tanne zu haben ist. (Bernd Brunner: „Die Erfindung des Weihnachtsbaums“. Insel Verlag, Frankfurt am Main 2011. 90 S., geb., 12,90 €.) hir

Kluge Larve

Der dritte Band der deutschen Ausgabe von Jean-Henri Fabres „Erinnerungen eines Insektenforschers“ (F.A.Z. vom 19. April 2010) setzt ein mit den wunderbaren Leistungen der Dolchwespe bei der Vorsorge für ihren Nachwuchs. Wie schon die zuvor als feiner Chirurg vorgeführte Grabwespe weiß auch dieser Hautflügler die Beute kunstvoll zu lähmen, von der sich später die ausgeschlüpfte Larve in der Erdhöhle nähren wird. Und nicht weniger kunstvoll geht die Larve bei diesem Verzehr vor, um ihr Opfer bis zum letzten Bissen frisch zu halten. Solche Instinktleistungen waren in Fabres Augen durch schrittweise natürliche Selektion schlichtweg nicht zu erklären. So bekommt auch hier die „modische Wissenschaft“ mit ihrem Verweis auf „Anpassung an die Umwelt“ eine deutliche Absage. Charles Darwin, an den Fabre 1880 ein Exemplar der „Erinnerungen“ schickte, entging diese Stoßrichtung durchaus nicht. Aber sein Bedauern darüber verknüpfte sich mit einer aufrichtigen Bewunderung für Fabres Beobachtungen und Experimente. Die zwischen Darwin und Fabre gewechselten Briefe findet man im Anhang des neuen Bandes, die Darwin-Kennerin – und Redakteurin dieser Zeitung – Julia Voss hat zudem einen lesenswerten Essay über das Verhältnis der beiden Naturforscher beigetragen. Und schließlich stellt sich Clemens J. Setz vor, wie Fabres letztes Lebensjahr vielleicht ausgesehen hätte, wäre ihm 1914 wirklich noch der Nobelpreis für Literatur verliehen worden. (Jean-Henri Fabre: „Erinnerungen eines Insektenforschers“. Band 3. Aus dem Französischen von Friedrich Koch. Mit Beiträgen von Julia Voss und Clemens J. Setz. Federzeichnungen von Christian Thanhäuser. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2011. 410 S., geb., 36,90 €.) hmay